

Die Neuronale Oper.

1. Postsynaptische Arie.

die Geschichte meiner Reise durch den Nerv.

Von einer Rezeptorzelle, wurde ich einst auf den Weg geschickt, um ein höchst wichtiges Neuron im Gehirn zu reizen. Flink und unbeschwert schoss ich von Knoten zu Knoten. Wie im Flug glitt ich über die durchsichtigen, in allen Regenbogenfarben schillernden Neurofibrillen im Innern des Nervs, die aussahen wie zu einem Strang gespannte Spinnweben. Jedesmal leuchteten sie auf, wenn ich an einem Knoten vorübersprang. Aber bald war ich so schnell, dass ich von den kleinen, regelmässigen Unterbrüchen im Nervenmantel nichts mehr bemerkte. Auf einem silbern glissenden Strahl reitend, raste ich dahin. Mir war, als würde die Zeit stillstehen. Ein tiefes Verlangen war in mir, ein heisses Sehnen nach etwas... ich wusste nicht genau wonach, aber es wuchs in meiner Brust, es zerrte an mir, es riss mich immer weiter, immer schneller mit sich fort.

Der Nerv wurde langsam dicker und gerader. Die vorüberfliegenden Farben der Aussenwelt wechselten von Pink-Orange langsam in ein satteres Rot. Verschwommen warfen Blutgefässe ihre violetten Schatten durch das halbdurchsichtige Gewebe. Ihr wirres Astwerk wurde zunehmend dunkler und dichter. Ich war jetzt nicht mehr alleine. Weitere Nervenbahnen waren zu der meinen gestossen. Andere Signale wie ich flitzten durch die Leitungen. Zielstrebig war jedes von ihnen unterwegs zu seinem fernen Ziel, irgend einem Neuron, das es gehörig zu schocken galt. Wieder andere Stränge lagen wie nächtliche Eisenbahnschienen in passivem Halbdunkel und reflektierten, als warteten sie ungeduldig auf einen Impuls, die Lichter der anderen Nerven.

In dieser leuchtenden Kaskade dahinfliegend, empfand ich ein wehmütiges Gefühl des Glücks. Wie viele Schwestern ich doch besass! Ich war stolz, eine so wichtige Aufgabe zu erfüllen, aber gleichzeitig kam ich mir plötzlich klein und unscheinbar vor. Wie wenig ich doch im Grunde genommen über die Welt wusste! Oft genug hatte ihr die Rezeptorzelle, währenddem sie mich liebevoll aufgeladen hatte, von der grossen Reise erzählt, die ihr bevorstand, so gut sie das als Zelle, die ja über das Reisen nur vom Hörensagen her etwas weiss, eben konnte. Das lokal umliegende Gewebe kannte sie allerdings wie ihre eigene Handtasche. Von der benachbarten Fettzelle, mit der die Rezeptorzelle zur Entspannung gerne plauderte, hatte ich nur allzuviel gehört. Die Blutbahnen fand ich da schon interessanter, sie brachten alle Moleküle, die die Zellen brauchten. „Und wenn man die Zusammensetzung der Moleküle zu deuten weiss, dann nährt das Blut nicht bloss, es verrät den Zustand der Welt,“ hatte die Rezeptorzelle immer gesagt, und musste sich von der Fettzelle, die das natürlich nicht kapierte, auch noch auslachen lassen. Auch vom Nervensystem, zu dem die Rezeptorzelle als Sinneszelle ja gehörte, wusste sie einiges. Doch wie die Welt wirklich beschaffen war, darüber kursierten die wildesten Gerüchte. Es gab eine vorherrschende Theorie, die sogenannte Körpertheorie, derzufolge die Welt eine klar umrissene Grenze habe, und sich in einer weiteren, noch viel grösseren und ebenso lebendigen Welt bewege, mit der sie in regem Austausch stehe. Die Rezeptorzelle war, im Gegensatz zur Fettzelle, eine Vertreterin der holistischen Grenztheorie. Sie behauptete sogar, sie sei sich ziemlich sicher, dass sie sich sehr nahe an dieser Grenze befänden, und die Signale, die ab und zu durch einen sanft erhöhten Druck in ihr ausgelöst würden, irgend etwas damit zu tun hätten. „Von Aussen,“ sagte sie danach jedesmal, „von aussen.“ Die Fettzelle lachte sie aus, nannte sie eine Spinnerin und schwafelte von ihrem unendlichen Fettuniversum, in dem sich alles ums Fettansetzen drehte und nur sehr wenige solche komischen Vögel wie die Rezeptorzelle mit ihren Nervensträngen und Erregungen vorkamen. Das liess die Rezeptorzelle kalt. „Woher kommt denn das Fett, das du so fleissig sammelst? Irgendwoher muss es doch kommen, zu etwas muss es doch gut sein.“ So zankten sie sich häufig stundenlang.

Ich ritt also auf meinem Gesang, und plötzlich schien mir das alles nicht mehr so wichtig. Woher komme ich, wohin führt mich mein Schicksal, was wissen wir schon. All die Lichter schienen mir jetzt wie Irrlichter, auf einem absurden Weg ins Irgendwo. Alles, was zählt, war dass ich existierte, jetzt und hier, dachte ich und gab mich ganz dem pochenden Sehnen in meinem Innern hin, in dem doch soviel Erwartung lag. Ich legte mich mit Schwung in die Kurven und genoss den fiebrigen Rausch der reinen Geschwindigkeit. Inzwischen waren so viele Nerven dazugekommen, dass ich durch ein unendliches Lichtermeer flitzte. Immer stärker wurde der Zug auf meiner Brust. Weiter, weiter, nur immer weiter geradeaus. Dieses brennende Wollen erfasste meinen ganzen Körper und verstärkte damit nur noch meine Energie.

Auf der höchsten Frequenz ihres elektrischen Fiebers dahinrasend, platzte ich aus der Faser in die friedlich vor sich herdämmernde synaptische Kammer.

Die ganze Kapsel erstrahlte im grellen Blitz der Erregung. Wie aufgeschreckte Leuchtkäferchen strudelten unzählige aus ihren Haftstellen gerissene Synapsenbläschen durcheinander. Tief ins Plasma des Kolbens hineingeschleudert, schwangen mich Wirbel hin und her, bis mir ganz schwindlig war. Doch gleichzeitig hatte ich das Gefühl, als würde ich schweben, die Zeit verschob sich, schnell wurde langsam, langsam wurde schnell, in Slow-motion trieben die Moleküle um mich herum, und ich spürte, wie die Partikelwirbel mich trugen. Sanft glitten die exotisch geformten, im flackernden Licht durchsichtig schillernden, mit lustigen kleinen Würmchen und Bällchen gefüllten Molekülsäcke mit mir durch die Suppe. Immer näher schwammen sie an meinen Körper heran, streichelten meine Haut ganz sanft, schmiegteten sich an sie, umspielten meine Hüften, meine Schenkel, kitzelten sanft meine Achselhöhlen, streiften über meine Brüste, Hals, und Lippen. Wohlige Schauer der Erregung durchzuckten mich, und ich merkte, wie das elektrisch treibende Fieber erlosch, und einer ganz anderen Form der Leidenschaft wich. Während ich im Halbdunkel versank, war mir, als würde tief in meinem Innern eine neue, viel stärkere Flamme entzündet, die mir das Blut in die Wangen trieb und den Atem verschlug. Wilde Wallungen ergriffen, und ich wurde eins mit den tanzenden Molekülen.

Natürlich wusste ich, dass dies der Moment ihrer Metamorphose vom elektrischen ins chemische Stadium war. Vom synaptischen Endkolben hatte die Rezeptorzelle bei gemütlichen Gelegenheiten, etwa wenn einige Alkoholmoleküle vorbeigekommen waren, mit warmer Stimme gesprochen, und dazu verheissungsvoll gelächelt.

Und so ich auch, dass danach der Teil der Reise folgen musste, der am schwersten war, aber daran dachte ich jetzt nicht, denn das tatsächliche Ereignis der Verwandlung übertraf meine höchsten Erwartungen.

Ich wand mich in glühender Lust. Immer heftigere Wellen schwellen in mir auf und ab. In voller Extase schlug ich auf die dicht mit weiteren Blasen gepolsterte postsynaptische Membrane auf, die sofort mit tiefer Resonanz nachgab. Die Blasen zersprangen und pressten Ihren Inhalt auf die andere Seite. Bizarre Molekülketten schlangen sich durcheinander.

Ich war wie ein Lichtstrahl, der durch ein bewegtes Blätterdach geworfen wird. Ich liess mich völlig gehen, verlor mich, und die Vibration meiner Lust entlud sich in einem klaren Klang.

Ich fand sich an einem Strand wieder, wohligh ausgestreckt im warmen Sand liegend. Noch etwas benommen blinzelte ich in die Sonne und streckte mich gähnend aus. Ich war total entspannt. In meinem Bauch war ein wohlighes Kribbeln. Ich fühlte mich stark. Sofort sprang ich auf und sah mich um.

Dies war nun der Moment, vor dem die Rezeptorzelle immer und immer wieder gewarnt hatte. „Lass dich nicht täuschen,“ hatte sie gesagt, „wenn der Fluss schmal aussieht, kann es unendlich weit sein, sieht er breit aus, ist er vielleicht ganz schmal, und eine andere Gefahr lauert irgendwo. Sei vorsichtig, und such sofort das Boot. Der Fluss ist unberechenbar.“

Von weissen Schäumchen gekröntes Türkisblau erstreckte sich bis zum Horizont, wo es in sattes Ultramarin überging. Der Himmel leuchtete hellblau, nur links, weit hinten, schmierten einige perlmuttfarbene Wolken herum. Der Strand war leer bis auf das Boot, das in einiger Entfernung an einem Pflock angebunden auf sie wartete.

Ich stützte die Fäuste in die Hüften und atmete tief durch. Das war er jetzt also, der vielbesungene River Styx der Seele, der berühmte postsynaptische Spalt, und zwar die „breite“ Variante.

Kurzentschlossen band ich das Boot los, sprang hinein und stiess es heftig vom Ufer ab. Schaukelnd glitt das Schiff in sein Element. Vorsichtig spähte ich über den Rand ins Wasser. Von unsichtbaren Strömungen gezogen schnitten die Planken immer schneller durch die Wellen. Aber der Horizont blieb, wo er war. Heute schien der Fluss wirklich breit zu sein. Ich sah zurück zum alten Ufer. Es war noch nicht weit entfernt, ich konnte noch den Pflock erkennen, der einen länglichen Schatten warf.

Plötzlich fuhr mir ein heisser Schreck durch die Glieder. Ich hatte kein Ruder dabei. Es war keins dagewesen, und ich hatte nicht daran gedacht. Wenn ich nun abgetrieben würde? An manchen Stellen sei die Strömung sehr stark. Mit Schauern dachte ich an die Horrorgeschichten, die ich über den Fluss gehört hatte. Ätzende Gischt, die einem das Fleisch von den Knochen frass, angriffslustige Molekülketten, an denen man in die Tiefe gezogen wurde, böse Betablocker, die sich mühelos durch jede Planke bissen, und dergleichen schauerliches mehr lauerte in den aufgewühlten Gründen des Flusses. Eigentlich glaubte ich nicht an solche Märchen, aber es war nicht einfach, diese Gedanken abzuschütteln. Noch einmal sah ich zurück, und stellte erleichtert fest, dass der Strand nur noch ein dünnes Band war, das gegen den Horizont wanderte. Sie schien gar kein Ruder zu benötigen.

Schon wollte ich es mir bequem machen, als ich bemerkte, dass das Licht gelb wurde. Wabbernde Türme dicker bleischwarzer Wolken wucherten wie im Zeitraffer über's Firmament. Ein kalter Wind stiess mir ins Haar. Ungeduldig leckten die Wellen an der Bootswand. Eine stumpfe Dunkelheit fiel auf alles. Schon tanzte das Boot wie eine Nusschale.

Ich klammerte mich verzweifelt ans Holz. Immer neue Wellentäler öffneten sich, in die ich hineinsackte, um kurz darauf emporgeschleudert, in einen noch tieferen, brüllenden Schlund zu stürzen. Entsetzt starrte ich in die schwarz schillernden Wasserwände, die sich wie Zungen und Gaumen neben mir in die Höhe wölbten, weit über mich gekrönt von weissen Zähnen aus Schaum. Glasige Blicke schienen mich aus der Schwärze heraus anzustarren. Ich schlotterte am ganzen Leib vor Angst.

In der Verzweiflung kam mir eine Idee. Mit zitternder Stimme begann ich das Lied ihrer Reise zu singen, nur so, um mir Mut zu machen, denn die Klänge wurden vom tosenden Orkan um sie herum sofort verschluckt.

Ich sang aus voller Kehle von der Rezeptorzelle und ihren Problemen, von der Fettzelle mit ihrem idiotischen Weltbild, und vom Tag ihrer Abreise, an dem die Rezeptorin wieder einmal einen ekstatischen Anfall hatte, und mich aus einer Laune heraus auf diese Irrfahrt schickte.

In den schwarzen Glaswänden, die vor ihren Augen auf und abziehen, erkannte ich mein Spiegelbild. Das Boot ist ganz deutlich zu sehen, mit dem Körperchen darin und den roten Haaren, die wie eine Flamme wehen. Aber als die Welle gegenüber einmal besonders nahe kommt, blickte ich in ein völlig fremdes Gesicht, das mit einem hämischen Blitzen in den Augen eher zu schreien als zu singen schien. Doch unbeirrt wurde meine Stimme fester, je tiefer die Rachen mich schluckten. Ich sang von meinem rasenden Ritt durch die Faser, von den reflektierenden Lichtschwärmen, und von dem reissenden Verlangen, dass ich empfand. Mein Spiegelbild warf mir währenddessen immer neue Trugbilder vor. Mal war mein Abbild zu zweit im Boot und stritt mit sich selbst, oder es war mit Ketten und Riemen an die Bretter geschnallt. Dann wieder winkte es um Mitleid flehend oder verführerisch lockend. Schliesslich sprang eines ihrer Gegenüber sogar über Bord.

„Das bin nicht ich,“ dachte ich immer wieder, und besang meine Metamorphose.

Die Knöchel meiner roten Finger traten weiss hervor, so panisch krallte sie sich an die Planken. Ich war völlig durchnässt. Wirr klebte mein Haar an Hals und Stirn. Aber meine Stimme trug mich hoch über die Wellen hinaus, und ich spürte, dass tief in meiner Verzweiflung die Flamme, die sich während meiner Verwandlung entzündete, ungebrosen weiterbrennte.

Als ich hoch über die Wellenkämme hinausgespuckt wurde, reckte ich mich mutig aus dem Boot, um die Weite nach dem postsynaptischen Geflecht abzusuchen. Ich sang von meinen ekstatischen Vereinigungen mit den Molekülen. Und plötzlich sah ich das Ufer. Aus feinen Goldfäden gewoben schillerte es am Horizont.

Meine Stimme traf den höchsten Ton. Ich sang: Neuron!

Ein Blitz schoss aus dem goldenen Band auf mich zu und krachte in mein Bewusstsein. Ich sah den Blitz, als wäre er eingefroren. War es eine Vision? Ich kannte diese Kurven. Es war der Weg, auf dem ich hergekommen bin. Der Blitz verästelte sich in alle Richtungen weiter, wuchs wie ein Kristallblume. Plötzlich erkennt ich die Form, die sich abzeichnete. Es war mein Körper, mein eigener Körper,

millionenfach vergrößert, und ich ritt auf einem anderen Körper, dem meinigen nicht unähnlich. Die Rezeptorzelle hatte recht. Der Weg der Erregung kommt genau von da, wo sich die beiden Körper ineinanderdrängen.

Mit einem heftigen Orgasmus explodiert ich ins Neuron. 2. Und wir wurden zu einer Symphonie.